

Vagabundage...

Autor(en): **Attinger, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 50

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649922>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Großweibel weiß vorläufig genug. Süëß, der ohnehin blaß und schlotterig aussieht, wird wieder abgeführt.

Nach zwei Tagen ist es auch bei Pulver so weit. Ohne sich erst drängen zu lassen, erzählt er, frisch von der Leber weg:

„Tschäppeler hat uns halt keine Ruhe gelassen. Ich habe ihn gefragt, ob er nicht Angst habe um seine Seele, wenn er so etwas anstelle? ‚Ho, ho‘, hat er gelacht, ‚das wird sich dann zuletzt schon machen‘. Schließlich haben dann der Süëß und ich abgeredet, wenn der Tschäppeler mit Gewalt in die Hölle wolle, so könnten wir ihm ja dazu verhelfen. . . Wir haben dann bei einem Rotgießer drei Stücke Glockenspeise geholt — sah aus wie Gold — und jenseits der Senfebrücke, auf Freiburgerboden, bei einem eichenen Stocke verlockt. Wie es dann weiter ging, das wißt Ihr ja. Der Jesuit war mein Bruder Daniel; aber der hat sich seither fortgemacht und ist nicht mehr im Lande.

Jetzt das mit dem Probieren: da hatte ich vorher bei einem Goldschmied drei Stücklein Gold gekauft; die habe ich dann beim Abschneiden untergeschoben; natürlich mußte es nachher beim Uhrmacher Benkert klappen.

Das Geld, das ich in Heitenried dem Jesuiten, also meinem Bruder, gab, war gar kein rechtes Geld; es waren bloß Mareplättlein, kleine, flache Steine; die haben geschirbelt, fastgar wie rechtes Geld; der Tschäppeler hat nicht einmal etwas gemerkt.

Jetzt das mit dem Schatz auf der Grasburg. Die Goldstücke im Kessel waren bloße Zählpfennige, und nur oben auf. Tschäppeler hat nicht einmal alles erzählt, was auf der Grasburg passiert ist. Wir haben ihm nämlich, als der Kappeler und mein Bruder fort waren, große Blutflecken an der Mauer gezeigt, die waren noch feucht. Wir haben ihm gesagt, der Teufel habe den Jesuiten genommen und in Stücke zerrissen. Das Blut hatten wir vorher an die Wand gespritzt.

Die Tochter, die in Schwarzenburg bei uns war, das war ein Dienstmädchen aus der Stadt; sie hatte uns das rote Kleid für den Jesuiten gebracht. Es gehörte ihrem Bruder.

Das Geld, das wir dem Tschäppeler abgenommen hatten, haben wir am Morgen nach der Teufelsgeschichte verteilt. . . auf der Schloßmatte in Riggisberg. Der Kappeler ist beim Teilen zu kurz gekommen; und jetzt. . . Ich hätte nachher gerne dem Lieutenant sein Geld zurückgegeben; aber die andern haben mich nur ausgelacht. Mein Bruder hat gesagt, ihm mache es nichts, der Tschäppeler habe ihn ja nicht erkannt. Der Kap-

peler hat das gleiche gesagt; und der Süëß, der hat gesagt, er habe nichts, das wisse der Tschäppeler wohl, drum werde er sich hüten, ihn anzugreifen. So ist halt das Wiedergutmachen unterblieben. Es ist mir von Herzen leid, und ich bitte Gott und die hohe Obrigkeit demütig um Verzeihung.“

Die Sühne.

Das Rätsel ist gelöst.

Die Regierung fällt ihr Urteil:

Süëß, Pulver Christen und Kappeler, aber auch die beiden Tschäppeler, Vater und Sohn, haben vor dem Oberchorgericht zu erscheinen und sollen dort einen tüchtigen Verweis „wegen ihrer Schandtat und gegebener Aergernuß“ erhalten. Das durch den Betrug erlangte Geld, alles in allem 197 Kronen (etwa 3000 heutige Franken) muß zurückgegeben werden; alle drei Betrüger haften miteinander dafür. Süëß und Pulver werden auf ein Jahr aus bernischen Landen verbannt; Kappeler auf drei Jahre, die zwei von früher inbegriffen. Bleibt noch der falsche Jesuit, Daniel Pulver. Mit ihm wird man Abrechnung halten, wenn er wieder ins Land kommen sollte — es sei denn, daß er seine Unschuld beweisen kann. . .

Und der unschuldig eingesperrte Bargendoktor?

Selbstverständlich hatte man ihn sofort nach dem Geständnis des Christen Süëß mit höflicher Entschuldigung aus dem Käfigturm entlassen. Wenige Tage später kam er auf das Rathaus und wünschte, bei der Regierung vorzusprechen. Den Herren setzte er auseinander, die 30 Tage Gefängnis hätten ihm nicht nur darin geschadet, daß er nichts habe verdienen können, sondern auch darin, daß ihm jetzt jeder Lappi vorhalten könne, er sei ja in Bern im Gefängnis gewesen.

Als er nach einer halben Stunde wieder die Kathaustreppe herabkam, drehte er wohlgefälligen Blickes einen großen Papierbogen mit dem stattlichen Bärensiegel in den Händen. Und heiteren Gesichtes schritt er stadtaufwärts: „Soll mir jetzt bloß so einer kommen! Dem halte ich das Papier, meine Ehrbewahrnuß, unter die Nase und sage: Schmöck! — Und jetzt hinaus nach Ulmiz. Der Tschäppeler wird Augen machen, wenn ich ihm sage, was die Gnädigen Herren befohlen haben: er muß mir alle Kosten ersetzen, den ausgefallenen Verdienst vergüten und sich obendrein bei mir und meiner Tochter entschuldigen! Allen Respekt vor den Gnädigen Herren von Bern! Meine gute Frau und meine Tochter werden sich freuen!“

Bagabundage . . .

Von Albert Uttinger

Vier Monate lang hatte man mir eine Schar ausländischer Kinder zur Betreuung anvertraut.

Onkel! nannte man mich.

Onkel! Schon dieses Wort allein ließ die Klage nie ganz verstummter Sehnsucht nach einem Zuhause aufflackern, wie eine glimmende Flamme, in die man plötzlich wieder Del gießt; diese Sehnsucht, die ich glaubte schon lange zu Grabe getragen zu haben. Mit meiner einzigen Schwester stehe ich nur dann auf gutem Fuß, wenn uns mindestens hundert Kilometer trennen: ungleiches Blut quillt in unsern Adern: sie hängt an der Familie; ob mir das Wandern liegt, lasse ich dahingestellt.

Ich schrieb und schreibe heute noch lange, ausführliche Briefe an meine Schwester; wenn es ihr einfällt, beneidet sie mich, die Welt kennen gelernt zu haben und legt dann, dem mit regelmäßig feinen Schriftzügen gefüllten Papier eine kleine Banknote bei. Bin ich aber jemals in Not, dann schweigt sie hartnäckig oder klagt mich an, alles zu sein, nur kein anständiger

Mensch. Und Hilfe kommt keine. Mit den Jahren habe ich jedoch gelernt, nicht nur mit fremden Menschen, auch mit meiner Schwester umzugehen. So schreibe ich ihr in größter Not die schönsten und rührendsten Briefe, ohne dabei meine Lage zu erwähnen; postwendend bekomme ich Antwort; „Deine Zeilen — es waren so viele — haben mich riesig gefreut. Du bist trotz allem ein netter, lieber Mensch. Du weißt, Schreiben ist meine Stärke nicht, aber ich bin immer empfänglich für Briefe aus Deiner Feder — es sei denn, es handle sich — — Du weißt, was ich sagen will.“

Da Dich Dein Geburtstagspaket nicht erreichte, kam es wieder zurück. Die Früchte waren kaputt (das ist meine Schwester); den Baken lege ich Dir bei. Wirft ihn kaum verweigern. . . Mit Gruß, Deine Hedi.“

Aber nun hatte ich eine Familie. Ohne die Kinder hätte ich es kaum vier Monate in einer mehr oder weniger straffen Organisation eines Kinderheims ausgehalten; denn ich liebe die

Freiheit. Aber Kinder und Tiere mochten mich schon immer gut leiden . . . und ich sie.

„Onkel Jean!“ — „Onkel Jean hier und da!“ — war das eine Freude. Man nannte mich bei meinem Vornamen. Den hatte ich beinahe vergessen. Und de Berville klingt so aristokratisch, so pompös, daß ich das „de“ sowieso nie erwähnte, es sei denn, ich wurde dazu genötigt. Und Berville wieder, klingt so trocken; es klingt überhaupt nicht. So liege ich immer in Fehde mit meinen eigenen Namen. Meine Vorfahren haben wohl kaum daran gedacht, daß ein de Berville einst durch die Welten bummeln würde, in Herbergen und unter Brücken seine Leidenskameraden zu finden.

Aber jetzt: „Onkel Jean, gehen wir spazieren? — Fahren wir heute mit der Drahtseilbahn? — Onkel, wirst du uns den Ball wieder holen können, den Karl-Ernst in den Tobel warf?“ Soviele Fragen und Bitten! Weil ich nicht allen Wünschen auf einmal gerecht werden konnte, wälzte ich mich mit den Buben im Heu herum. Das war eine Freude! Soviel Kinderübermut und Kinder Sorgen!

Wir fuhren mit der Drahtseilbahn; ich brachte den Ball aus der Tiefe des gefürchteten Tobels, während oben sieben herzige Buben immerzu nach mir riefen: „Onkel Jean!“ Am es kurz zu machen, um mich recht oft rufen zu können, ließen sie den Namen weg: „Onkel!“ Und wieder „Onkel!“ der kleine, mutige Dieter zitterte vor Angst, ein Ungeheuer möchte mich verschlingen, und Karl-Ernst, ein lieber, netter Bub, zitterte, weil er der Schuldige war . . .

Kein Ungeheuer fraß mich. Der Tobel behielt mich nicht. Aber neue Sorgen stellten sich ein. „Onkel Jean, gell, du bringst uns zum Schiff?“ „Ja.“ „Es gab kein „sicher“ oder „ist es wahr“.“ Die Kinder wußten, daß ich mit ihnen nach Korschach fahren würde . . . Wir hatten Vertrauen zueinander.

Es war eine schöne Zeit. Meine Schwester hatte große Freude, als ich ihr von meiner neuen Beschäftigung schrieb, obwohl sie es nicht unterlassen konnte, mich zu fragen, wie viele Berufe ich eigentlich noch erlernen wolle . . .

Ich bereue es nicht, in jener Zeit mich den Verhältnissen etwas angepaßt zu haben; in meinem ganzen Leben habe ich nie an so viel Freude und an so viel Glück Anteil genommen. Ich wurde selbst wieder Kind und verstand die Erwachsenen noch weniger als zuvor. Aber . . .

Ich hatte meine Pflichten. Und man ließ mich walten, denn man sah, daß das große Kind, sich mit den Kleinen abzugeben verstand.

Wir bewohnten zwei Zimmerchen im obersten Stockwerk, mit Sicht auf See und Alpen, auf Hügel, Wiesen und Acker, auf kleine und große Ortschaften, Höfe und einzelne Häuser. Einen wunderbaren Ausblick hatten wir . . .

Am Abend brachte ich die Kleinen zur Ruhe, zog sie aus, wusch sie und so weiter . . . wickelte sie hübsch ein und betete mit jedem einzelnen. Der kleine Dieter schlang seine Nermchen um mich, als wäre ich seine Mutter, und er küßte mich, daß ich oft zum Weinen kam . . .

Es war eine schöne Zeit!

Oft wenn ich nach Hause kam, flogen sieben Kinder mir entgegen. „Da bist du ja, Onkel! Wo warst du? Wir hörten dich nicht!“ Dann erst schliefen sie . . .

Am Sonntagmorgen gab es Frühkonzert auf meinem Bett; die kleine Bande wollte bei mir „schlafen“. Es tönte durch das ganze Haus. Man wußte, die Kinder und das große Kind tobten sich aus . . .

Ja, es war eine schöne Zeit, eine herrliche Zeit! . . .

Dann verreisten die Kinder . . .

Ich brachte sie nach Korschach, ging mit ihnen an den Landungssteig, wo das stolze Schiff ihrer harrte. Die Kinderhergen, die mich so sehr umjubelt, wurden plötzlich still: sie spürten den Abschied. „Onkel, nicht wahr, du kommst mit uns?“ Ich antwortete nicht; ich trauerte bereits um ihren Verlust . . . und

in einem geeigneten Augenblick gelang es mir, die Kinder zu verlassen. Keine Szenen, keine Tränen . . .

Da stand ich nun. Allein!

Die Kinder fuhren ihrer Heimat zu . . . und ich?

Eine plötzliche Leere gähnte in mir. Ich kannte keinen Menschen, um mein schweres Herz auszuschütten. Und die Kinder, die mich liebten, fuhren ihrer Heimat zu . . .

Man erwartete mich im Heim. Formsache nur. „Herr Berville hier, Herr Berville da!“ Ein Herr Meier, hätte er seinen Dienst getan, wäre ebenso erwartet worden. Herr Berville und Onkel Jeans Rolle waren ausgespielt.

Der Abend fiel, den See opalisierend, über Land. Frei sein! Wie der Vogel, wie das Eichhorn im Wald! Mit mir einig werden. Wozu nun unter Menschen gehen, die mich nicht verstehn konnten . . .

Zielloos schritt ich durch den Ort; ein Feldweg führte mich dem Walde zu. Der See unter mir breitete sich aus, wie ein Teppich aus „Tausend und eine Nacht“; Kirchtürme von nah und fern grüßten mich; die Schwalben zogen in hehrem Fluge durch den Aether, sausten pfeilschnell über dem Wasser in die Tiefe, um mit ihrer Beute unter dem Vordach eines alten Hauses zu verschwinden. Ein kühler Wind strich durch die fruchtbeladenen Bäume; das Gras wiegte sich wie tanzende Kinder; ein Greis begegnete mir. Ich stieg höher und höher. Ruhe überall, Friede, Einsamkeit, und unten weitete sich das Land. Der Dampfer, mit meinen Kindern, war nur noch ein Punkt in der Mitte des Sees; Städte, Dörfer und Weiler; Acker, Wiesen, Gärten und Bäche . . . in der Ferne die Alpen: eine Pracht. Ich sah weit über unser Land hinaus; ist die Welt schön und groß!

Ein Glöckchen himmelte. Vier Menschen, zwei Mädchen und zwei Burschen, traten in die kleine Kapelle. Soll ich? Soll ich nicht? Vielleicht würde mir der Aufenthalt im weibrauchduftenden Raume Erleichterung bringen. Ich trat ein.

Ein Kleinod auf einem Bergkamm, abseits von allem Lärm. Ich ließ mich auf der hintersten Bank rechts nieder, betrachtete den Altar, die vier anwesenden Menschen . . . und horchte ihren Gebeten. Die jungen Leute kamen aus Korschach; sie hatten einen weiten Weg zurückgelegt, ihrem Heiligen zu huldigen. Jetzt beteten sie, indem sie sich gegenseitig ablösten . . . auf dem Heimweg würden sie sich Liebesworte zuflüstern . . .

Ich war ergriffen. Und weinte. Meine Kinder! Sie wurden von ihrer Mutter erwartet! Ich weinte lange, bis ein altes Weib mich aufforderte, den heiligen Ort zu verlassen.

Vor der Kapelle sah ich mich um. Es war Nacht. Ich war allein. Unter mir das hügelige Gelände des Appenzellerlandes. Ich erinnerte mich jener Sage von den vielen Hügeln und dem Riesen, der auszog, eine große Stadt zu bauen. Einen Sack voll Häuser, machte er sich auf den Weg . . . um am Morgen zu entdecken, daß die Häuser durch ein Loch das Weiße gesucht. Aus der Stadt wurde nichts: da klebten die Höfe nun allenthalben an den Hängen inmitten der malerischen Landschaft. Überall blinkten Lichter auf; ein unermessliches Meer einzelner Lämpchen in stiller Nacht . . .

Ich wandte mich. Leicht stieg der Weg an. An der Spitze des Waldes stand ein erleuchtetes Gebäude; Kinderjubiläum ließ sich vernehmen. Kinder! jubelte auch ich. Ich schritt bergan. Vom See her wehte eine kühle Brise über Land und Wälder; und keiner der sieben Hügel des Appenzellerlandes kümmerte sich um den einsamen Wanderer.

Vor dem Gasthaus tummelte sich eine Schar Kinder. Kinder! Die Sehnsucht nach den Davongezogenen würgte meine Kehle. Jetzt die Nermchen des kleinen Dieter! . . .

Ich setzte mich, bestellte Suppe und Milch . . . und sah dem Kindertreiben zu. Ich aß meine Suppe, trank meine Milch. Und hatte eine Idee! Ich rief die Lehrerin, die der Ferienkolonie vorstand. Natürlich kamen auch Kinder, den fremden, bärtigen Mann zu befehlen. Ob ich den Kleinen eine Geschichte erzählen

könne, fragte ich. Bevor die Lehrerin zugestimmt, war schon Aufruhr unter der Kinderschar.

„Der Mann da will uns eine Geschichte erzählen, hieß es. Einige wagten sich nun auch an mich heran, betasteten mich. „Hast dich schon lange nicht mehr rasiert“ — meinte ein Zehnjähriger. „Von was erzählst du uns, sag?“ fragte ein schüchternes Lockenköpfchen . . .

Dann saßen wir im Gras. Wir saßen uns kaum. Und ich erzählte ihnen von der kleinen Fee, die auf der glatten Großstadtstraße nicht mehr gehen kann, vom weisen Mann, dem sich kein Kind anvertrauen wollte, und vom Bettler, der von den Kleinen und Kleinsten Brot und Liebe bekam. Die Kinder waren weg: Sie lebten in einer andern Welt; einige schliefen ein. Man brachte sie zu Bett. Ich erzählte weiter: vom Hanswurst, der zwischen Himmel und Erde seine Späße trieb, vom Hansli und von der Marie, die sich liebten und das Elternhaus verließen, um sich in der Kirche trauen zu lassen . . .

Der Mond sank tiefer. Ich erzählte noch; aber ich war allein. Die Kinder schliefen und träumten von der kleinen Fee und vom Bettler. Ich erhob mich und wanderte in die Nacht hinein. Ich wanderte . . .

Ich war frei . . . und wanderte durch ruhende Dörfer und Weiler. Bewußt mied ich die breite Straße, auf der man immer irgendwie an den Ausgangspunkt zurück kommt. Alles war Friede und Ruh'. Und ich war frei!

Der Morgen graute, als mich die Müdigkeit übernahm. Zwischen Heiden und St. Gallen, oberhalb der Teufelsbrücke, setzte ich mich an den Straßenrand. Tief unten rauschte der Bach: in der Ferne erkannte ich das nächtliche Gebilde der Stadt. Ich will nicht, sagte ich. Nein! Ich wollte meine Freiheit genießen, unerkannt in unbekanntem Kreise leben. Frei sein . . .

Da entdeckte ich einen Stalden, der an der steilen Straßenböschung klebte. Kein Haus weit und breit. Das Heu hatte man eben eingebracht. Ich würde ruhig sein . . .

Im Heu war ich zuhause, während auf der Straße Autos vorüber flühten.

Sie hatten es eilig. Andere keuchten den Hang empor . . . Und bald schlief ich ein. Zwar träumte ich von keiner Fee, auch nicht von Hansli und Marie, die sich liebten: allerhand wirres Zeug wickelte sich im Schlafe ab. Wenn man seit zwanzig Jahren immer wieder Neues erlebt, muß auch der Schlaf unruhig werden. Und doch erwachte ich erst, als die Sonne hoch oben stand an einem reinen, blauen Himmel; auf dem Hügel mähte ein Bauer Gras; ein Mädchen, mit aufgestülpten Ärmeln, verzettete die Halme, die unter der Wucht der Sense wie Tote zur Erde sanken . . .

Der Hunger meldete sich. Und damit die Bange, meine Freiheit zu verlieren, denn ich hatte nur wenig Geld mit mir.

Auf alle Fälle reservierte ich mir mein Nachtlager, strich meine Hosen etwas glatt und machte mich auf den Weg, irgend eine abgelegene Gaststätte zu finden. Es war Freitag.

Im Tal wusch ich mich an einem frisch quellenden Brunnen und zog weiter. Was gingen mich die Autos an, die an mir vorbei fuhren. Ich verwünschte die Führer, weil sie eine Wolke Staub hinterließen und lärmend die Kurven schnitten. Den nahen Wald sahen sie auch nicht . . . und das vom Winde getriebene Blatt, das auf und niederstieg, war in ihren Augen ein Nichts! Ich hatte allen Grund bei der Brücke die Straße zu verlassen. Der Bach rauschte, Vögel schwirrten durch das Geäst der Bäume, die an den nackten, steil aufragenden Felsen ihr Leben fristeten. Es war einfach wunderbar, die Freiheit zu atmen . . .

Nach einer halben Stunde fand ich eine entlegene Gaststätte, eine jener Gaststätten, die nur am Sonntag, bei schönem

Wetter, Gäste haben; während der Woche gehen die Besitzer um acht zu Bett oder machen einen Jaß, um die Zeit tot zu schlagen.

Man empfing mich nicht überschwenglich freundlich; aber ich bekam einen Teller Suppe, ein gutes Stück Brot und eine große Tasse Milchkaffee für wenig Geld. Ich ließ mir Zeit. Die Kastanienbäume breiteten ihre dichten Kronen über Tische und Bänke; ein Mann hätte einen Tag Arbeit gehabt, das Mobiliar in Ordnung zu bringen. Ich tat es für das Essen und eine Schlafstelle im Heustock; Geld wollte ich nicht. Am Sonntagmorgen bekam ich meinen letzten Kaffee; dann ging ich weiter, weil Ausflügler von allen Seiten herbeiströmten.

Das Wetter war schön, der Himmel blau und hehr . . .

Diesen Sonntag verbrachte ich am Bach; erst schlief ich im Moos und hörte der Vögel Gezwitzcher, sah ein Reh, einen Fuchs, hörte Liebespärdchen, die unweit an mir vorübergingen. Dann spielte ich mit den Steinen am Bach, baute wie Kinder Stauwehre und Fälle, bis die Nacht friedlich und still über das Land fiel.

Dann suchte ich meine Schlafstätte auf. Niemand hatte sie mir streitig gemacht. Alles war beim alten. Herrgott, waren das glückliche Stunden, so frei dahinzuleben. Darüber vergaß ich den Hunger und schlief traumlos in den andern Morgen hinein.

Ich lebte zeitlos. Die Uhr war stehen geblieben. Ich erriet die Stunde des Tages am Stand der Sonne, am Geschiebe der Wolken, am Tau des Grafes.

Aber einmal mußte das Glück ein Ende nehmen. Ein Franken verblieb mir; gerade genug um eine Tasse Kaffee, ein Stück Brot und Tabak zu kaufen. Dann mußte ich unweigerlich ins Hasten und Treiben der Zivilisation zurück, die für Menschen wie ich wenig Verständnis aufbringt. Aber ich wollte die Freiheit bis zum letzten Augenblick genießen. Tabak hatte ich. Mit Tabak konnte ich hungern . . .

Ich verließ mein Nachtlager nicht. Ich ließ das Leben an mir vorbeiströmen, als gäbe es kein Leben mehr.

So verstrich der Montag. Vier Tage war ich unterwegs. Am Dienstag endlich trieb mich der Hunger und der Mangel an Tabak unter die Menschen.

Ich sah hinüber zum Hügel, wo noch etwas Gras stand; der Wind strich darüber hinweg und legte es zur Seite; kleine Wolken eilten geschäftig am Himmel entlang. Es mochte Mittag sein. Ein Lastwagen keuchte den Hang empor; er pustete und stampfte wie ein altes Pferd.

Dann wagte ich mich ins Freie. Eine Amsel flog über die Felder hinweg; ein Eichhorn kletterte an einem Baumstamm empor, sprang von Ast zu Ast, von Baum zu Baum. Und entschwand meinem Blick. „Ist mein Heimatland ein Paradies“, dachte ich und schloß den Stalden. Ein Specht klopfte müde an einen Stamm; ein Hase suchte das Weite; ein Hahn krächte in der Ferne. Das Gras im Schatten war noch feucht . . .

Es war ein Trauerzug, obwohl die Sonne herrlich groß am Himmel stand. Ich mußte einen Entschluß fassen, denn ich kenne die Welt, die Menschen und ihre Befehle . . .

Ein letztes Mal ging ich bis zu jener entlegenen Gaststätte, nachdem ich mich am frisch sprudelnden Brunnen gewaschen und erfrischt.

Ich bekam meine Suppe, meinen Kaffee . . .

Indessen hörte ich die neuesten Nachrichten . . .

Am Schluß wurde eine polizeiliche Meldung durchgegeben: „Jean Paul de Berville usw., 187 cm groß usw. . . . es ist anzunehmen, daß er schwermütig ist . . .

„Bezahlen“, rief ich. Und ging . . .